Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 134 (1855)

Artikel: Alte und neue Zeiten

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-372865

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wird die Welt immer ichlechter?

Es meinen's viele Menschen. Die Rlage ist nicht neu. Man findet Stellen in uralten Schriften, die vor 2-3000 Jahren verfaßt worden find, woraus man fieht, daß alte Leute schon damals versicherten, die Menschen wären nicht mehr so stark und klug und rechtschaffen, wie in ihren jungen Tagen. Dieselbe Meinung wiederholt sich auch in allen nachfolgenden Zeiten. Wenn nun die Welt fortwährend dabei geblieben wäre, sich so zu verschlimmern, daß es in eines Menschen Lebensalter bemerkt wer= den konnte, welch ein himmelweiter Unterschied mußte bann nicht zwischen ben Menschen, welche vor 20, 30 und mehreren Jahrhunderten ge= lebt haben, und uns sein, die wir jest leben! Sehr jämmerlich mußten wir dann sein im Bergleich mit ihnen! Wäre es wahr, so muß= ten wir uns darein finden; denn es wurde uns wenig helfen, uns besser zu lügen, als wir sind. Ist es aber nicht wahr, so mussen wir uns auch wohl in Acht nehmen, es zu glauben. Wir wollen diese Frage darum in aufrichtiger Ehrlichkeit nach einigen Seiten bin erwägen. Da sagen wir benn zuerst:

Die Menschen wurden nicht größer ober fraftvoller in ber Borzeit.

Viele meinen wohl das Gegentheil; aber ihre Unsicht beruht auf Einbildung und Irr= thumern. — Man hat hie und da alte Ge= beine gefunden, welche Einige ungeheuren Rie= fen zuschrieben; aber man hat nachher ber= gleichen Gebeine näher untersucht und gefunden, daß es nicht Menschengebeine waren, sondern daß sie von großen, vierfüßigen Thieren ber= rührten. Dagegen hat man vielfältige Gelegen= beit gehabt, Leichen und Gerippe zu untersuchen, welche Menschen angehört hatten, die vor vie-Ien hundert, ja vor ein paar tausend Jahren gestorben waren, und sich dadurch überzeugt, daß die Menschen im Ganzen genommen weder größer noch fleiner waren, als jest. In Aegypten batte man ben Gebrauch, die Leichen auf eine so geschickt ersonnene Urt zu balfamiren, daß sie sich auf undenkbare Zeiten erhalten. Solche einbalsamirte Leichen, welche man Mumien nennt, sinden sich deßhalb noch heutzutage in Menge. (Auch in der Klosterbibliothef in St. Gallen ist eine solche zu sehen.) Wenn man nun diese Mumien betrachtet, sindet man keinen Unterschied zwischen der Menschengröße vor ein paar tausend Jahren und jetzt. Auch in vielen andern Ländern sindet man Gerippe von Menschen der Vorzeit und überall zeigt eine genaue Prüfung aller Umstände, daß die Größe der Menschen sich nicht verändert hat.

Man behauptet ferner oft, daß die früheren Menschen fräftiger waren als jest; aber bieß ift nicht beffer begründet. Unter Underm führt man für diese Meinung an, bag man oft alte Ritterrüftungen so schwer findet, daß es einem Krieger unserer Zeit faum möglich fein würde, sich darin zu bewegen. Für's Erfte muß ich hierüber bemerken, daß wir aus alten Schriften feben, daß diefe Ruftungen auch damals beschwerlich befunden wurden und die Reitertruppen so ungelenk machten, daß sie sich gegen dreistes, leichtbewaffnetes Kriegsvolk nicht vertheidigen fonnten, wenn es diesem glückte, ihre Reihen zu durchbrechen. Man denke an die Uebermacht der leichtbewaffneten Eidsgenoffen gegen die geharnischten Desterreicher bei Sempach, am Stoß zc.! Ferner muß man bedenken, daß es die lebung war, wodurch man diese gewichtigen Rüftungen tragen lernte, und daß hinlängliche Beispiele beweisen, dies ware auch beute noch möglich, wenn man nur wollte. Leute, welche ihre Kräfte an einer oder andern besondern Sache üben, erlangen barin oft eine erstaunliche Stärke. Endlich ift's gewiß, daß ce meift Ruftungen ber fräftigsten, nicht aber der schwächeren Kriegsmänner waren, welche man aufbewahrte. Auch die Waffen, welche man in den uralten Hunengrabern und sonst antrifft, zeigen uns hinlänglich, daß die Stärke ber Menschen in vorigen Zeiten nicht größer war, als in unfern Tagen. Jene alten gewaltigen Schwerter in unfern Zeughäusern beweisen nichts dagegen, indem sie theils von den Kriegern mit beiden Händen geführt, theils gar oft nur jum Prunt bei gewiffen feierlichen Gelegenheiten getragen wurden.

Auch die Lebenszeit hat nicht abgenommen, vielmehr lebt man jest gesunder.

Eine andere ähnliche Ginbildung ift die, daß die Leute ehemals älter geworden wären als heutzutage. Dies ift ebenfalls unbegrundet. Ich bitte wohl zu bemerken, daß ich hier nicht mehr als 3000 Jahre in ber Zeit zuruckgebe, damit ich nicht etwas von den Untersuchungen ber Gelehrten anzuführen brauche hinsichtlich der Auffassung von dem Bericht der heil. Schrift über die ersten Zeiten der Welt, wodurch ich Bielen vielleicht unverständlich werden fonnte. Aber was die letten drei Jahrtausende betrifft, da ist es nicht schwer, Jedem zu zeigen, daß das gewöhnliche Lebensalter der Menschen seit= dem immer dasselbe geblieben ift. hier kann ich wieder die Bibel als den wichtigsten Zeugen anführen. In dem 90. Pfalm, welcher über= schrieben ist: Ein Gebet Mose, bes Mannes Gottes, wird ausdrücklich gefagt: Unfer Leben währet 70, und wenn es boch fommt, 80 Jahre. Andere uralte Schriftsteller schlagen das Menschenalter eben so boch an. Man muß in allen Dingen die göttliche Weisheit bewundern, die ber Natur eine fo vollfommene Einrichtung gegeben hat, daß sie nicht, wie Menschenwerf, in Verfall geräth, sondern sich ein Jahrtausend nach dem andern erhält. — Bergleicht man auch alte Kirchenbücher mit neuern, fo ergiebt sich, daß zwar das höchste Lebensalter, welches Menschen erreichen, nicht größer geworden, aber daß die Zahl Derer, welche ein hohes Alter erreichen, gestiegen ift. Die Natur ift unverändert geblieben, aber die Ginrichtungen und Lebensweise der Menschen haben sich ver= ändert und — verbessert. — Ich will die vorzüglichsten Urfachen hievon anführen:

1. Die Menschen haben sich allmählich an mehr Reinlichfeit gewöhnt. Die Unreinlichkeit früherer Zeiten war groß, sowohl in Städten als auf dem Lande. Deßhalb wurden auch das mals alle großen Orte oft von pestartigen Krankheiten heimgesucht, die surchtbar wütheten und viele Tausende ins Grab brachten. Ze mehr im langsamen Verlause der Zeit die Versbesterungen in der Lüftung und Reinhaltung

der Wohnungen und Straßen fortschritten, desto seltener und weniger mörderisch wurden die anstedenden Krantheiten. Gine Krantheit, wie die lette große Cholera, würde vor 500 Jahren wahrscheinlich eben so schrecklich geworden sein, wie der schwarze Tod; besonders da der ge= meine Mann auch damals viel schlechter lebte und sich nicht so gut fleidete als jest. Die Ber= besserung ift langsam erfolgt, und man hält wohl noch nicht überall Gaffen, Häufer, Rlei= dungsstücke oder den Leib selbst so rein, wie es zu wünschen wäre. Namentlich durfte unfern Töchtern dringend zu empfehlen sein, daß sie ernstlicher darauf dächten, einen ordentlichen Vorrath von Weißzeug sich nach und nach für ihren Brautwagen anzuschaffen. Damit machten sie ihren Liebhaber und sich selbst viel glücklicher, als mit Schleierchen, Huten, Schällen, Dhr= ringen u. s. w; brauchten sich bann auch nicht ju schämen, ihr Bett bann und wann an die Sonne zu bringen, und hatten noch ein frisches, ganzes hemd anzuziehen, wenn das andere in die Wasche gehen soll. Es wäre wohl noch manches in unsern häuslichen Einrichtungen besser zu wünschen und die Berbesserung ohne erhebliche Mehrkosten zu erreichen: doch das gebort für einmal nicht in unser Kapitel und wir fehren darum zu unserer erften Behauptung zurück: Im Allgemeinen ist die Reinlichkeit gegenwärtig viel größer als früher, und das hat unserer Zeit schone Früchte getragen.

2. Die Menschen waren ehedem unmäßiger in Speise und Trank als jest. Besonders im Trinken war die Unmäßigkeit früher viel ärger. Davon zeugen die langen Beschreibungen, die wir von dem haben, was eiwa bei Gastgelagen und Festlichkeiten geleistet wurde. Die Tapferkeit unserer Bäter war nicht größer im Kriege, als beim friedlichen Tische. Freilich richtet das gegen in unserer Zeit der Branntwein auch große Verheerungen an. Gleichwohl bleibt es durchaus wahr, daß die Unmäßigkeit seit vielen Menschenaltern start abgenommen hat, und es sind besonders die höheren Stände den untern hierin mit gutem Beispiele vorangegangen und haben damit auss beste für ihre Gesundheit gesorat.

3. Die Arzneikunst ift sehr verbeffert mor-

den und wir haben mehr gute Aerzte als ebebem. Hiezu kommt, daß die Thorheit, seine Rettung durch abergläubische Mittel bei geheim= thuenden Männlein oder Beiblein zu suchen, mehr und mehr verschwindet, wenn auch hie gu Lande ber Migbrauch hierinnen noch arg, die absonderliche Dummheit der Leute noch groß ift. In allen andern Studen, wenn man etwas zu beforgen hat, wendet man fich an den, der sich darauf versteht, weil er gerade biesen Beruf erlernt hat und ihm lebt. Wer einen Rod braucht, läuft nicht jum Schloffer ober Schmid, sondern zum Schneider, und wessen Uhr nicht mehr recht geht, der bringt sie, be= sonders wenn sie ihm recht lieb ift, auch nicht dem ersten besten Resselflicker, sondern dem Uhr= macher, der wohl damit umzugeben weiß. Aber wenn an dem allerkostbarsten und feinsten Uhr= werfe des menschlichen Körpers etwas fehlt, da meinen leider noch immer so Viele, sie thun am besten, ja nicht an einen geprüften, er= fahrnen Arzt, sondern an den ersten besten Pfuscher und Duadfalber sich zu wenden. — Und noch eins! Geht noch etwa Einer zum rechten Mann, so hält man doch nicht aus, wenn's nicht schon fast bei bem ersten Löffel voll Arznei beffern will. Lieber boftern fie bei brei, vier und noch mehr Merzten und Nicht= ärzten herum. Das ift nicht blog undankbar gegen den gewissenhaften Urzt, der eine große Berantwortung und viel Fleiß und Mühe für jeden Patienten auf sich nehmen muß, es ift auch recht thöricht und ungeschickt. Sicher läßt sich da am ehesten eine vernünftige ärztliche Behandlung erwarten, wo der Arzt den Patien= ten möglichst genau kennt. Das giebt sich aber auch nicht grad schon auf den ersten Besuch. Wenn man daher einmal zu einem Mann in der Nähe Bertrauen haben fann, so ift's auch rathsamer bei dem zu bleiben, als in die Weite zu laufen.

Doch genug! Wir sehen schon, 's ist zwar gegen früher um manches besser geworden und in aber hundert Jahren wird's wieder heißen: 's ist besser und muß noch besser werden. Mit ber Berbesserung der Arzneikunst sind zugleich manche gute Anordnungen über das Gesund-heitswesen erfolgt, wodurch anstedende Krank-

heiten entweder abgehalten oder gehindert sind, um sich zu greifen. Unter diesen Veranstaltungen muß besonders die Pockenimpfung genannt wers den, welche schon so vieler Kinder Leben gestettet hat. Doch, wie gesagt, wir dürsen uns da nicht zu sehr erheben, und es muß noch Manches besser werden, sowohl bei den Aerzten selbst, als bei Denen, die ihrer bedürsen.

Die Bienenzucht, eine landwirthschaftliche Nothwendigkeit.

Der Mensch, indem er die Gewächse und Thiere, die ihm nachtheilig oder weniger nützlich erscheinen, vertilgt, zerstört theilweise die Ordnung der Natur und nicht immer zu seinem wahren Nußen. So hat die Verminderung der Bienen, in Folge unzweckmäßiger und darum unvortheilhafter Betreibung der Bienenzucht, und die der Hummeln wegen immer vermehrterem Ansbau des Bodens den Nachtheil mit sich gebracht, daß eine Menge Pflanzen weniger Samen, eine Menge Bäume weniger Früchte tragen, als sie

tragen könnten und tragen follten.

Der Grund davon liegt darin, daß die Bienen und hummeln es vornehmlich find, welche die Befruchtung der Blüthen (Bluft) durch Berbreitung bes Samenstaubes bewirken, daß ihnen daher ein überaus wichtiges Geschäft in dem Saushalte der Natur übertragen ift; ein fo wichtiges, daß sie in feinem Lande fehlen, weder in dem heißen Guden, noch in dem höchsten Morden, weder in den fruchtbarften Landen, noch auf der dürrsten Saide oder auf der fahlsten Steppe. Richt umfonft daher bas wimmelnde Treiben von Millionen honigliebenden Insetten in den Blüthen, nicht umfonst der Honig als Unlodungsmittel berfelben; nicht umfonft ber Ruten eines trodenen, warmen Wetters gur Blüthezeit und der Nachtheil eines feuchten, naßfalten, das die Bienen und hummeln in ihren Wohnungen gurudhalt, bas die Entwidlung von Millionen anderer Blütheninseften aufhält und zerftort.

Die Bienen dienen daher, das Fortbestehen der Pflanzenwelt zu sichern, ohne welches die ganze Thierwelt und der Mensch damit zu Grunde gehen mußte, und weil sie dies thun,